



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Das Mansfelder Bergland.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040

Das Mansfelder Bergland. Wie anfangs bemerkt, haben wir in der Nähe von Eisleben den südöstlichen Endpunkt des Harzgebirges zu suchen (genauer bei dem unweit Eisleben liegenden Dorfe Hornburg). Allmählich senkt sich in dieser Gegend das Gebirge und verliert mehr und mehr den Charakter eines solchen. Ostwärts nun von einer zwischen Sangerhausen in der „Goldenen Aue“ und Mansfeld an der Harz-Wipper gezogenen Linie finden sich zwei kleine Hochebenen, welche die Einsenkung von Eisleben (das „Eisleber Becken“) einschließen; die nördliche derselben, welche „Mansfelder Grenzhöhe“ genannt worden ist, erreicht die Saale bei Wettin, die südliche, als „Thüringische Grenzplatte“ bezeichnet, berührt zwischen Raumburg und Weißenfels die Saale und dehnt sich südwärts bis zum Anstrutthale aus. Die erwähnte Einsenkung von Eisleben hat ihre tiefsten Stellen bei den beiden Mansfelder Seen, dem „süßen“ und dem „salzigen“ See, und wird besonders gegen Süden hin (durch die „Thüringische Grenzplatte“) steil verändert. Die beschriebenen Hochebenen und die Einsenkung bei Eisleben bezeichnen das Gebiet, in welchem einst die Grafen von Mansfeld herrschten, und das deshalb auch als „Mansfelder Bergland“ bezeichnet werden kann, wenngleich der Bergcharakter hauptsächlich nur an den Thalrändern bemerkbar wird. Dieses Gebiet, der nördliche Teil des alten Hessengaues, wurde bereits am Ende des 10. Jahrhunderts von selbständigen Grafen, Ahnen des Wettiner Hauses, regiert: als „Graf von Mansfeld“ erscheint aber erst der berühmte Hoyer I. zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Er war der tapfere Feldherr und Parteigänger Heinrichs V., welcher dessen Gegner, den Pfalzgrafen Siegfried, den Grafen Wiprecht von Großsch sowie Hermann und Ludwig, die Söhne des Grafen von Thüringen, gefangen nahm. Leider verlor er in der Schlacht am Welfsholz am 11. Februar 1115 Sieg und Leben, und damit erlag auch die Sache des letzten fränkischen Kaisers in Norddeutschland. Über das Entstehen der Grafschaft Mansfeld gibt die Sage folgenden bekannten Bericht: Einst hielt Kaiser Heinrich Hof zu Wallhausen. Da trat einer seiner Mannen ihn mit der Bitte um ein Stück Feld an, so groß, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Heinrich willfahrte seiner Bitte, denn er war ihm wegen seiner Tapferkeit gewogen. Der Ritter aber umsäete mit einem Scheffel Gerste die nachmalige Grafschaft Mansfeld. Da sprachen andre neidisch zum Kaiser: Jener hat deine Gnade gemißbraucht durch trügerische Deutung. Aber der Kaiser erwiderte lächelnd: „Gesagt ist gesagt; es ist des Mannes Feld!“ Daher nun der Name Mansfeld, daher auch die Gerstenkörner im Wappen des Grafen.*)

Als 1229 dieser Grafenstamm in männlicher Linie ausstarb, ging das Gebiet an die weibliche über, welche durch die zweite Tochter des letzten Mansfelders und den Burggrafen Burchard von Querfurt begründet wurde. Mehrere Grafen dieser Mansfeld-Querfurter Linie nehmen an den Fehden und Streitigkeiten der Zeit höchst regen Anteil; besonders sehen wir Burchard VII. (1330 bis 1354) im Bunde mit den Grafen Albrecht und Bernhard von Reinstein gegen den Bischof von Halberstadt und die Bürger von Quedlinburg zu einem Kampfe, der, wie früher erzählt, dem Grafen Albrecht die schmachvolle Gefangenschaft im Käfige zu Quedlinburg eintrug. Graf Gebhard III. wurde von

*) Die Wappenkunde nennt sie Wecken.

Kaiser Karl IV. 1364 mit dem Blutbann und namentlich auch mit dem „Kupferwerk und Berggericht“ innerhalb der erweiterten Grenzen seiner Grafschaft belehnt. Nachdem schon früher Erbteilungen vorgekommen waren, entstanden 1511 die drei Grafenlinien Vorder-, Mittel- und Hinterort, von denen die erstere Linie durch drei Brüder repräsentiert wurde und deren jede ein Schloß in Mansfeld innehatte.



Das Rathaus zu Halberstadt.

Bergwerk, Jagd und Fischerei sowie die Städte Gisleben und Hettstedt blieben ungeteilt. Die vorderorter Linie blieb anfangs katholisch, die Grafen des Mittel- und Hinterortes dagegen befanden sich unter den ersten deutschen Fürsten, welche die Reformation annahmen. Auch der Vorderort führte später (1540) die Reformation ein. Schon in dieser Zeit sehen wir die Mansfelder Grafen wegen Unwirtschaftlichkeit und fortgesetzter Zerstückelung ihres Gebietes in großer Verschuldung. Daher kam es, daß auf Drängen der Gläubiger hin der Kurfürst von Sachsen, welcher bereits früher sich die Rechte eines Lehnsherrn der Grafen anzumaßen gesucht hatte, gemeinsam mit dem

Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt im Jahre 1570 das Gebiet des Vorderortes ($\frac{3}{5}$ des Ganzen) sequestrieren ließ. Seitdem hörten die Grafen auch auf, Landesherren zu sein. Später wurden dann die Besitzungen des Mittel- und Hinterortes mit unter die Sequestration gezogen und diese nach dem Zurücktreten Halberstadts über $\frac{3}{5}$ von Kursachsen, über den Rest von Magdeburg geführt; der aus der Sequestration entstandene Prozeß aber, bei welchem es sich ursprünglich um eine Schuldsomme von 2721916 Gulden handelte, währte bis zum Jahre 1869 und nahm derartige Dimensionen an, daß ein Berichterstatter ihn als das „achte Weltwunder“ bezeichnet hat. Peter Ernst II., welcher in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges eine Hauptrolle spielte (gewöhnlich Ernst von Mansfeld genannt), erscheint als ein außerehelicher Sohn Peter Ernsts I. aus der vorderorten Linie, der zwar ein Schwager des bekannten niederländischen Grafen Hoorn war, sich aber an dem Aufstande der Niederlande nicht beteiligte und wegen seiner Anhänglichkeit an das Habsburger Haus und seiner treuen Dienste in einflußreichen Stellungen vom Kaiser in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben wurde. Die letzten Mansfelder starben 1780 aus, worauf ihr Land (etwa 20 □ Meilen) zu $\frac{3}{5}$ an Kursachsen und zu $\frac{2}{5}$ an das preußische Herzogtum Magdeburg fiel. Einige Familiengüter (Allode) gingen mit der Hand der Tochter des letzten Fürsten von Mansfeld an den Fürsten Colloredo über, der seinem Titel das Wort „Mansfeld“ hinzufügte. Die letzten Sprößlinge dieses Dynastengeschlechtes waren katholisch.

Wie früher erwähnt, hatten die Grafen von Mansfeld von Kaiser Karl IV. „Kupferwerk und Bergrecht“ innerhalb ihres (erweiterten) Gebietes (der sogenannten Berggrenze) verliehen erhalten; es steht indes fest, daß sie schon lange vor dieser Zeit auf Grund gewisser Berechtigungen in ihrem Herrschergebiete Bergbau betrieben haben.*) Derselbe fand auf eigne Rechnung statt und nahm infolge der günstigen Verhältnisse bald einen solchen Aufschwung, daß die jährliche Produktion auf 20000 Zentner Kupfer stieg (im 15. Jahrhundert). Trotzdem begann schon früh der Verfall. Da die Grafen als tapfere Kriegsherren sich an den Kämpfen der Zeit energisch beteiligten und hierdurch wie durch ihren Aufenthalt am Hofe und im Dienste des Kaisers zu großen Ausgaben veranlaßt wurden, auch unverhältnismäßig große Summen zur Vergrößerung ihrer Besitzungen verwendeten, namentlich aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu den oben erwähnten wiederholten Erbteilungen und Zersplitterungen ihres Gebietes schritten, so kamen ihre Finanzen in bedeutende Unordnung. Dies wiederum zwang sie, große Vorschüsse von den Kupferhändlern zu nehmen, einzelne Gruben und Hütten zu verpfänden und andre zum Nachteile des Bergbaues gegen gewisse Vergütungen und gegen Entrichtung des Zehnten an Privatpersonen zu vergeben. Zu diesen Übelständen traten als weitere die maßlose Anlage von Hütten — deren Zahl 1536 auf 95 gestiegen war — und die hieraus

*) Verfasser benutzte bei diesen Ausführungen die von der Oberberg- und Hütten-direction in Eisleben aus Anlaß der Gewerbe- und Industrieausstellung in Halle a. S. 1881 herausgegebene eingehende und mit lithographischen Tafeln versehene Schrift: „Der Kupferschieferbergbau und der Hüttenbetrieb zur Verarbeitung der gewonnenen Minerale in den beiden Mansfelder Kreisen und im Sangerhausener Kreise der preussischen Provinz Sachsen“.

folgenden Verlegenheiten wegen des Kohlenbezuges. Durch die oben erwähnte Sequestration des vorderster Theils der Grafschaft (1570) erhielt Kursachsen einen überwiegenden Einfluß auf den Bergwerksbetrieb, dem ausdrücklich auch die ausschließliche Oberlehns Herrlichkeit über denselben von den übrigen Lehns-herren zugestanden wurde. War das früher so einträgliche Unternehmen bis zu diesem Zeitpunkte bereits stark gesunken, so kam es unter den Wirren des Dreißigjährigen Krieges völlig in Verfall; es stand so gut wie ganz still. Um es wieder flott zu machen, wurde durch Patent des Kurfürsten von Sachsen vom Jahre 1671 der ganze Bergbau freigegeben, und es bildeten sich nunmehr nach und nach sieben Gewerkschaften. Dieselben vereinigten sich 1852 zu einer einzigen „Mansfeldschen Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft“; die Direktion des Berg- und Hüttenbetriebes durch die fiskalische Bergbehörde blieb vorläufig noch bestehen; erst seit dem Jahre 1862 ist dieselbe von der Gewerkschaft selbständig übernommen worden.

Was nun den Bergbau selbst anlangt, so ist derselbe auf Kupferschiefer gerichtet, der als Flöz in einer etwa 500 qkm großen Mulde abgelagert ist. Auf die Schichten von Rot- und Weißliegendem folgt die Zechsteinformation, in welcher als unterstes Glied das Kupferschieferflöz liegt und von dem Dachflöz, der Fäule, dem Zechstein, der Rauhwacke, dem Raubstein, Stinkstein, sowie von Asche, Gips und Letten überlagert wird; die Formation des bunten Sandsteins überdeckt mit bedeutender Mächtigkeit die Zechsteinformation. An den Rändern der erwähnten Mulde tritt das Kupferschieferflöz fast überall zu Tage. Der Bau auf Kupferschiefer hat sich von jeher auf den West- und Nordrand der Mulde beschränkt, weil die südlicheren Teile derselben einen ausreichenden Kupfergehalt nicht mehr besitzen. Anfangs waren erhebliche Wasserableitungen nicht notwendig; später mußten dieselben aber eintreten, und es wurde daher der Frostmühlenstollen mit 13 600 m, später der Zabenstedter mit 16 872 m und endlich der 1809 begonnene und am 29. Mai 1879 vollendete Schlüsselstollen mit 31 060 m Länge hergestellt.*) Zu diesen Stollen sind nun die Schächte („Lichtlöcher“) abgeteuft worden, welche zur Herausjchaffung der beim Stollenbetrieb gewonnenen Gesteinmassen, zur Zuführung frischer Luft und meistens zugleich auch zur Förderung der abgebauten Kupferschiefer verwendet werden. Früher wurde die Förderung durch Menschen- oder Pferdekraft bewirkt; seit 1845 aber traten an deren Stelle allmählich überall Dampfmaschinen. Die Gesamtlänge des jetzigen Abbaufeldes beträgt 23 000 m; dasselbe zerfällt in das Eisleber und das Hettstedter Revier. Seitdem das unterhalb des Schlüsselstollens liegende Feld (nach dem Jahre 1862) in Angriff genommen ist, also Tiefbaue angelegt wurden, haben mehrfach mit Wasser gefüllte „Schlotten“, auf welche man stieß und deren Verzweigungen sehr weit gingen, das Abteufen neuer Schächte und dadurch das Fortschreiten des Bergbaues sehr gehemmt, z. B. bei den Niewandt- und den Segen-Gottes-Schächten. Man war, um den Abbau beginnen zu können, gezwungen, neue Schächte an Stellen abzuteufen, wo solche Schwierigkeiten nicht zu erwarten waren. Trotz der erwähnten Störungen hat sich in letzter Zeit der Abbau unter der außerordentlich rührigen und umsichtigen Direktion auf das Siebenfache der Förderung des Jahres 1862,

*) Derselbe ist länger als der Ernst-August-Stollen und überhaupt als längster der bekannten Tunnel zu betrachten.

nämlich auf rund 38000 Tonnen „Minern“ monatlich oder 456000 Tonnen jährlich gesteigert. In den Tiefbaufeldern treibt man gegenwärtig zwei parallel laufende Strecken, von denen die obere zur Förderung, die untere zur Entwässerung dient; beide werden möglichst stark mit „Gesteinhäuern“ belegt. Die Leistung derselben hat sich im Laufe der Jahre sehr gesteigert; jeder der „Ortshäuser“ bohrt pro achtstündige Schicht zwei Bohrlöcher von je $1-1\frac{1}{3}$ m Tiefe, welche mit Dynamitpatronen geladen und zum Lossprengen benutzt werden. Bei Anwendung von sogenannter „Sprenggelatine“ würde das Unternehmen gewinnen, doch ist dieselbe wegen ihrer leichten Entzündbarkeit vorläufig verboten. — Der Abbau des nuzbaren Minerals, dessen Mächtigkeit 7—13 cm beträgt, ist möglich, ohne daß das Flöz vorher mit Abbaustrecken durchfahren werden muß. Es kann nämlich bei der Festigkeit des Gesteins der „Strebau“ angewendet werden, bei dem nach Entblößung des Flözes sofort dessen Wegnahme beginnt und die erforderlichen Abbau- oder Förderstrecken nachgeschossen werden. Nachdem die Tiefbausohlenstrecke und die flache Durchschnitstrecke vom Schachte aus nach der obern Sohle getrieben worden sind, beginnt sofort nach rechts und links durch „Strebhauer“ der Abbau. Bei seiner Arbeit liegt der Strebhauer auf der linken Seite. Um nicht auf dem kalten und zum Teil nassen Gestein des Weißliegenden liegen zu müssen und sich ohne sonderliche Anstrengung bewegen zu können, hat er eine Unterlage nötig, deren er sich in Gestalt eines Weinbrettes und eines Achselbrettes bedient. Das Weinbrett wird an das linke Bein angechnallt, das Achselbrett lose gehandhabt. Für seine verschiedenartigen Arbeiten (das „Schrämen“, das „Zuschlagen der Schiefer“, das „Hereinschießen der Berge“ und das „Versehen der Berge“) ist der Strebhauer auch mit verschiedenartigem Arbeitszeuge („Gezähe“) versehen; dasselbe besteht aus der „Keilhau“, dem „Schlägel“ und „Keil“, dem „Fäustel“ und „Bohr“ sowie aus einer Brechstange.

Die Leistung des Strebhäuers ist natürlich nach den Verhältnissen, unter denen er arbeitet, sehr verschieden; sie beträgt bei achtstündiger Schicht bisweilen nur $1\frac{1}{2}-2$ Zentner, steigt dagegen bei günstigen Verhältnissen bis zu 12 Zentner; der Durchschnitt beträgt 5 Zentner. Alle Strebhauer arbeiten im „Gedinge“. Aus dem Gedinge oder Haugeld haben sie die Kosten für Anschaffung des Gezähes, der Dynamitpatronen, des Öls sowie den Lohn des „Treckers“ (Bergjungen, Schleppers) mit zu bestreiten. Die Haugelder stehen auf 7—40 Mark pro Tonne Schiefer à 20 Zentner; der Verdienst des Strebhäuers beträgt pro achtstündige Schicht zur Zeit durchschnittlich $2,50-3,50$ Mark.

Die erforderlichen „Förderstrecken“ zu den von den Strebhäuern beim Abbau hergestellten „Strebäumen“ werden in 40—60 m rechtwinkeligem Abstände voneinander angelegt; sie sind durch „Fahrten“, d. h. Räume von 1 m Breite, $\frac{1}{2}$ m Höhe und 50—60 m Länge, mit den Strebäumen verbunden. Die abgebauten Schiefen und sonstigen Gesteine werden durch die schon erwähnten „Trekker“ in kleinen vierräderigen Wagen („Hunden“) vom Arbeitsraume fort durch die Fahrten nach der Förderstrecke und in dieser bis zu einem „Sturzort“ gezogen, wo die Ladung zur weitem Wagenbeförderung ausgekippt wird. Der „Trekker“ oder „Bergjunge“ (im Alter von 14— $19\frac{1}{2}$ Jahren) bewegt seinen Hund auf folgende Weise: Er schnallt sich ein mit 8 cm hohen Stollen oder Langeisen versehenes Weinbrett vorn auf den linken Oberschenkel, so daß

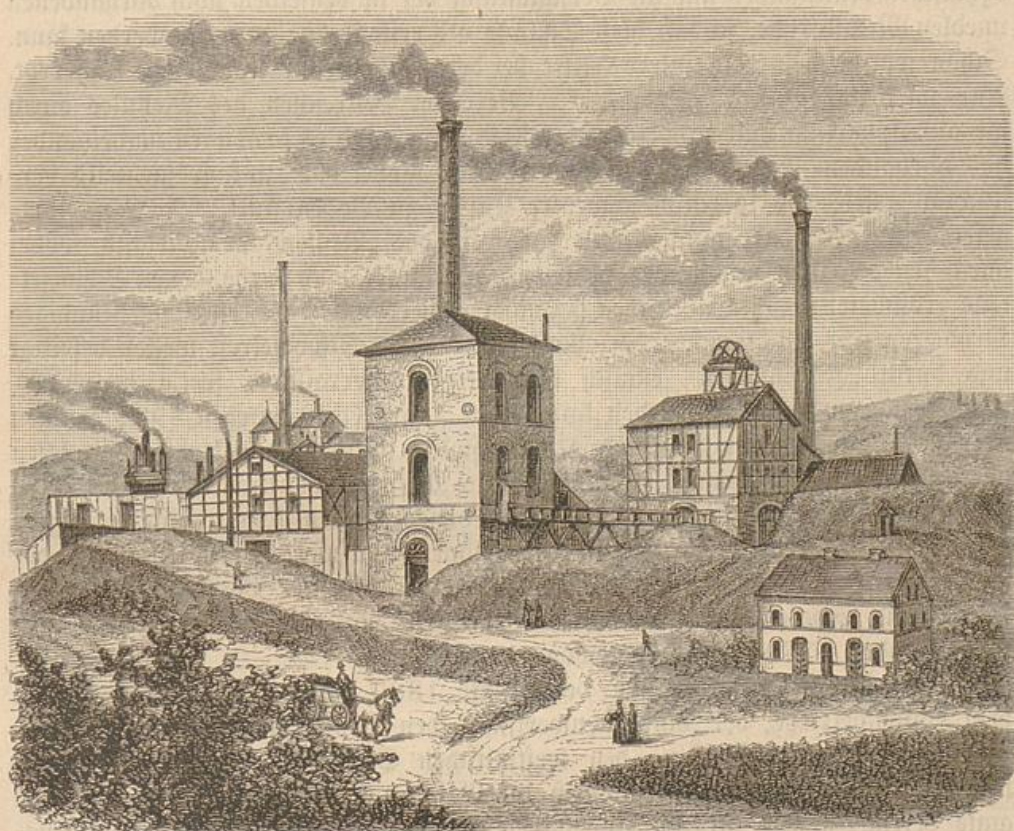
die Stollen nach außen stehen, nimmt das Achselbrett zur Hand und legt sich vor den Hund auf das Liegende nieder. Den Oberkörper nach dem Hund zudrehend, nimmt er den etwa 5 cm breiten Hundriemen, zieht denselben durch das Hundöhr und knebelt das Knöchelgelenk des rechten Beines mittels des Riemens an den Hund. Dann sich wieder nach vorn drehend, legt er sich mit dem Oberarme auf das Achselbrett, stützt sich mit der rechten Hand auf das Liegende und haßt mit den Stollen des Weinbretts auf das Liegende auf. In dieser Lage beginnt er die Bewegung dadurch, daß er das linke Bein an sich zieht, dasselbe wieder auf die Stollen stützt, den linken im Knie gekrümmten Fuß, resp. die Fußsohle fest gegen das Dach der Fahrt setzt und so, einen festen Halt gewinnend, nunmehr den Oberkörper ausstreckt. Indem er gleichzeitig das Achselbrett mit der linken Hand fortschiebt und das rechte Bein nachzieht, wird auch der Hund auf dem blanken Liegenden mit fortgezogen. Der amtliche Bericht, welchem wir diese ausführliche Beschreibung der Fördermethode entlehnt haben, bezeichnet dieselbe als eine für den Jungen anstrengende, bemerkt indes, daß dieselbe „eine sehr gute, nicht ersetzbare Vorbereitung für den Beruf eines Strebhäuers“, und daß es bisher nicht möglich gewesen sei, diese uralte Hundbeförderung durch eine bessere zu ersetzen. Erleichterung der anstrengenden Thätigkeit wird dadurch geboten, daß die jüngeren Knaben auf den kurzen, die älteren auf den längeren Fahrten Verwendung finden. Der Lohn für diese Schlepptätigkeit beträgt für eine achtstündige Schicht bei Jungen bis zu 15½ Jahren 1 Mark, bis zu 17½ Jahren 1,40 Mark und bis zu 19½ Jahren 1,60 Mark. — Der weitere Transport der Fördermassen von den „Sturzörtern“ aus bis zum Schachte hin erfolgt auf Schienenbahnen in eisernen Förderwagen von 10 Zentner Inhalt, unter Leitung von Förderaufsehern, durch „Förderleute“ im Alter von 20—30 Jahren, deren Verdienst bei achtstündiger Schicht 2—2,50 Mark beträgt. Auf vereinzelt Schächten findet in den Grundstrecken Pferdeförderung statt. Neuerdings sind bei der Grubenförderung und namentlich auch bei der dieser folgenden Schachtförderung der Förderwagen Dampfmaschinen, dort mit 18—20, hier mit 80—100 Pferdekraften in ausgedehnter Weise zur Anwendung gekommen. Die so endlich zu Tage kommenden Förderwagen werden überall mittels „Wipper“ ausgestürzt, und zwar die mit „Bergen“ (nutzlosem Gestein) beladenen auf die Berghalde, die mit Kupferschiefen beladenen dagegen in die „Schieferställe“. Die letzteren, von denen jede Strebhäuerkameradschaft einen besitzt, bestehen je aus einem 2 m breiten obern Sturzorte, in welchen die unreinen Schiefen gestürzt werden, aus einer „Kläüberbank“ und aus einem darunter befindlichen eigentlichen Stall, in den die gereinigten Schiefen fallen. Durch besondere Arbeiter, „Kläüber“ genannt, müssen nämlich die Schiefen mit der Hand und dem Kläüberhammer von dem noch reichlich untermischten wertlosen Gestein geschieden werden. — Die gekläubten Schiefen sind nun zu den Hütten zu schaffen. Es geschah dies bisher durch gewöhnliches Fuhrwerk; da dasselbe aber bei der außerordentlichen Betriebssteigerung nicht in ausreichender Weise vorhanden war, so hat man mit dem Bau von schmalspurigen Sekundäreisenbahnen begonnen und bereits im Jahre 1880 zwei derselben dem Betriebe übergeben. Die eine von 1 km Länge führt vom „Ernst-Schacht“ nach „Koch-Hütte“, die andre von 5,3 km Länge vom „Glückhilf-Schacht“ nach „Kupferkammer-Hütte“. Auf der erstern Bahn werden 18 je 20 Zentner haltende

Wagen auf eingeleisiger Schienenbahn durch kleine zehnpferdekräftige Maschinen befördert, auf der letztern dagegen Lowries von je 120 Zentnern durch fünfzigpferdekräftige Maschinen. Da sich diese Transportmethode bewährt und wesentlich billiger als der bisherige Fuhrwerkstransport ist, so beabsichtigt man, mit einem Kapital von 2 Mill. Mark eine große schmalspurige Sekundäreisenbahn zu bauen, welche von der Krughütte nach dem Ernst-Schachte, dann über die Orte Helbra, Bahnhof Mansfeld, Leimbach und im Wipperthale entlang bis zum Bahnhof Hettstedt führen und die bedeutenderen Schächte mit den Hütten verbinden soll. — Außerdem ist eine Drahtseilbahn nach dem Hodgson'schen System zwischen der „Krug-Hütte“ und dem „Martins-Schacht“ gebaut, welche pro Stunde 240 Zentner zu transportieren vermag. — Zur Bewältigung der Gewässer mußten natürlich bei den neueren Tiefbauanlagen umfangreichere Pumpeinrichtungen getroffen werden, für welche die gewaltigsten Maschinen neuesten Systems aus Seraing (Société Cockerill) sowie aus Düsseldorf (Haniel & Lueg) zur Anwendung gekommen sind. Im ganzen werden bei dem Mansfelder Kupferschiefer-Bergbau zur Schachtförderung 29 Dampfmaschinen mit 820 Pferdekräften, zur Streckenförderung 6 mit 165 Pferdekräften, zur Wasserbewältigung 18 mit 1200 Pferdekräften, zu anderen Zwecken (Wasser- und Wetterversorgung) 24 mit 275 Pferdekräften, alles in allem 77 Dampfmaschinen mit 2460 Pferdekräften verwendet.

Nachdem der Metallgehalt der geförderten „Minern“ an Kupfer und Silber festgestellt worden ist — derselbe beträgt durchschnittlich 2,5—3% Kupfer und 0,015% Silber — beginnt die hüttenmännische Operation, welche sich zunächst auf das Brennen und Rohschmelzen derselben erstreckt, um das „Bitumen“ zu entfernen. Jenes geschieht auf freien gepflasterten Plätzen, indem lange, schmale Haufen von 3—5 m Höhe an ihrem Rande durch eine Lage Reisholz oder durch glühende Schlacken angezündet werden. Nun brennen die Haufen ohne weiteres Zuthun 4—6 Wochen lang, bis das Bitumen verzehrt ist, wodurch 8—20% des Gewichtes verloren geht. Das Schmelzen der gebrannten Schiefeln geschieht dann in Schachtöfen mit Koks, unter Zuführung von Gebläsewind durch Cylindergebläse, welche mit Dampfkraft betrieben werden. Die Produkte des Rohschmelzens sind Schlacke und Kupferstein; der letztere enthält 30—50% Kupfer und 0,1—0,3% Silber, an Schwefel gebunden im Gemenge mit Schwefeleisen, Schwefelzink, Schwefelblei, Schwefelnickel und Schwefelkobalt. Der Schwefelgehalt beträgt 23—27%. Die Rohschlacke, welche bei schneller Abkühlung glasig und von dunkelschwarzer Farbe ist, wird zum größten Teil als unbrauchbar über die Halben gefördert, welche in kurzer Zeit gewaltig anwachsen. Früher formte man aus ihnen nur Bauschlacken; neuerdings werden sie vielfach „getempert“, d. h. langsam abgekühlt, wodurch ein hellgrauer, außerordentlich harter Stein zu Wegebaumaterial und, in Formen gegossen, zu Pflastersteinen und Trottoirplatten gewonnen wird. — Der Kupferrohstein wird nun zuerst einer Röstung unterworfen, um einen Teil des Schwefels zu verflüchtigen und das vorhandene Eisenerz zur Verschlackung vorzubereiten. Dieser Prozeß wird auf der Kupferkammer- und Eckardt-Hütte in „Kilns“, d. h. kleinen geschlossenen Schachtöfen, vorgenommen; 10—20 Kilns bilden eine Ofengruppe, an die sich ein Bleikammersystem anschließt; jeder einzelne faßt 10 Tonnen, aus denen sich nach 12 Stunden 0,615 bis 0,750 Tonne „spurreifer Rost“ ergibt. Die Röstgase, welche aus den Kilns entweichen, werden in Bleikammern nach

dem allgemein üblichen Verfahren in Kammer Säure verwandelt. Dieselbe fließt über eine Reihe von Quarzfiltern hell und klar in die Bassins der Eindampfapparate über. Als solche dienen Bleisfannen und flache Platinschalen. Die Versendung der Säure geschieht in Glasballons und Bleichylindern.

Der bei dem letzterwähnten Hüttenprozesse gewonnene „Kost“ wird nunmehr der Spur- oder Konzentrationsarbeit unterworfen, um die unreinen Bestandteile durch Verschlackung oder auch durch Verflüchtigung zu beseitigen, dagegen das Kupfer und Silber in einem reichen Steine von 74—75 % Kupfer anzusammeln. Es geschieht dies in Flammenöfen unter Zusatz von Quarzsand zur Verschlackung auf Kupferkammer- und Eckardt-Hütte. Sämtliche mit der Flamme in Berührung kommende Ofenteile werden aus Quarzsteinen hergestellt.



Die Krughütte bei Eisleben (ein Haupthüttenwert der Mansfeldschen Gewerkschaft).

Die Spurarbeit erfordert 6—9 Stunden, wobei ein dreimaliges Durchrühren eintreten muß. Die „Spursteine“ werden nun entsilbert. Zu diesem Zwecke werden sie mit Handhämmern zerschlagen und dann auf Kugelmühlen zu feinem Mehle zerrieben. Die vorhandenen fünf Kugelmühlen können täglich je bis zu 20 Tonnen à 20 Zentner und jährlich (wie 1880) 12920 Tonnen feines Spursteinmehl liefern. Die Entsilberung erfolgt nach der sogenannten Ziervogelschen Methode in dreierhdigen Röstöfen, indem zuerst Eisen- und Kupfervitriol, sodann Silbervitriol gebildet wird, nachdem sich die beiden ersteren unter Zurücklassung von Dryden wieder zersetzt haben. Die vorhandenen dreizehn Röstöfen können jährlich 15000 Tonnen Spursteinmehl verarbeiten. Der Silbervitriol wird

mit Wasser ausgelaugt, sodann läßt man diese Lauge über metallisches Kupfer laufen, wobei das Kupfer an die Stelle des Silbers tritt und dieses sich als Zement Silber niederschlägt, welches wiederum in Graphittiegeln zu Brand Silber als Barren für den Handel eingeschmolzen wird; der Feingehalt dieser Barren beträgt 999—999,4 Tausendteile. Nachdem mit den ent Silber ten Rückständen der besprochene Prozeß unter Umständen erneuert worden ist, gelangen dieselben an die Kupferhütte zur „Raffinaddarstellung“. Dieselben enthalten bei 74 bis 75 % Kupfergehalt im wesentlichen Kupferoxyd und geringe Prozentsätze Eisen- und Zinkoxyd. In den Raffinieröfen, deren 4—5 nebeneinander in Betrieb sind, wird jener Rückstand mit 10 % Steinkohlenkläre versetzt und 24 Stunden lang verarbeitet. Hierbei erfolgt zugleich die Reduktion des Kupfers aus den oxydischen Rückständen und die Verschlackung der in denselben noch vorhandenen unedlen Metalloxyde, so daß diese Schlacke als erste Krätze entfernt werden kann. Schon jetzt erscheint die untere Hälfte bei der „Löffelprobe“ im Bruche kupferrot. Nun wird das Metall „verblasen“. Bei dem Bestreichen des Metalles durch die atmosphärische Luft entweicht schweflige Säure und es oxydieren nacheinander das vorhandene Eisen, Zink, Blei und Nickel, wobei das Zink größtenteils verflüchtigt wird, das spezifisch schwerere Kupfer zu Boden sinkt. Nachdem fortgesetzt ein „Krätzen“ stattgefunden hat, folgt das „Braten“ des Metalles, wobei durch stetes Wallen und Kochen desselben die immer noch vorhandenen Schwefelteile größtenteils zum Entweichen gezwungen werden. Durch etwa zweistündiges Oxydieren und Dichtmachen der Masse wird jener Schwefelrest weiter beseitigt und durch „Zähemachen“ endlich das gute Kupferraffinad fertig hergestellt, welches nun ausgeschöpft werden kann. Im Jahre 1880 wurden 8934 Tonnen oder 178680 Zentner Raffinad A dargestellt, welches in geferbten Blöckchen oder Barren in den Handel kommt, für die Messingproduktion verwendet wird und zu den besten Marken gehört. Zu dieser bessern kommt eine geringere Sorte, das Raffinad B, welches auf den eignen Walzwerken und Hämmern der Gewerkschaft zu Rothenburg a./S. und Eberswalde in der Mark für Stangen-, Blech- und Schalenfabrikation verarbeitet wird; von ihm wurden 1880 785 Tonnen oder 15700 Zentner gewonnen.

Der Kupferschieferbergbau beschäftigte 1880 10509 Mann, wozu von dem Hüttenbetriebe, der Maschinenwerkstatt, den Hammerwerken, dem Braunkohlenbergbau, den Forsten, den westfälischen Steinkohlen- und Koks werken weitere 3353 Mann kamen, so daß die Gesamtzahl 13862 Mann exkl. Beamte betrug, wozu 23745 Angehörige kamen. Dieselben bilden mit Ausnahme der Mannschaften der westfälischen Werke einen „Mansfelder Knappschaftsverein“, der seinen Sitz in Eisleben hat und unter der Aufsicht des königlichen Oberbergamtes zu Halle a./S. steht. Der Verein besitzt 20 eigne Ärzte, zwei Krankenhäuser von 44, resp. 42 Betten und eine römisch-irische Badeanstalt; er hatte 1880 eine Einnahme von 517314,57 Mark, welche zur Hälfte von der Gewerkschaft, zur Hälfte aus den Beiträgen der Mitglieder stammte. Laufende Unterstüzungen wurden 1880 an 2314 Personen gewährt, und zwar (einschließlich der außerordentlichen Unterstüzungen) in der Höhe von 199868,84 Mark; die gesamten Kosten für Krankenzwecke betragen außerdem 212811,44 Mark; das Vereinsvermögen bezifferte sich auf 751593,13 Mark.

Seit dem Jahre 1863 wurden allmählich 7 Schlafhäuser für 100—400

Einlieger und 204 Familienwohnungen hergestellt. In den ersteren hat der Einlieger für täglich 5 Pf. im Sommer und 8 Pf. im Winter Wohnung, Licht und Feuerung, für 50 Pf. täglich halbe und für 90 Pf. ganze Kost, die als eine gute und zweckentsprechende bezeichnet werden muß. Gewerkschaftliche Beamte kontrollieren diese Beköstigung; sogar für bildende Unterhaltung der Einlieger ist durch eine gute Volksbibliothek gesorgt. — Für eine Familienwohnung (Stube, Kammer, Küche, Keller, Boden und zwei Ställe für Kleinvieh) werden 36—72 Mark jährlich berechnet. An jeden soliden Knappschaftsgenossen werden, soweit die Mittel reichen, Darlehen zum Häuserbau, im Betrage von 1200—1800 Mark, ausgegeben, welche mit $4\frac{1}{6}\%$ verzinst und mit 6 Mark monatlich zurückerstattet werden müssen. Auf diese Weise wurden bereits 568 Häuser mit 720 Familienwohnungen erbaut. Für alle diese Kolonisationszwecke sind von 1863—1880 1348325,06 Mark verwendet worden.



Arbeit der Bergjungen und Strebhauer im Schachte. (Vgl. S. 259.)

Ferner sind allmählich 1368 Morgen Ackerland angekauft worden, um in kleinen Parzellen gegen mäßigen Zins zum Anbau von Kartoffeln an die gewerkschaftlichen Arbeiter verpachtet zu werden; neuerdings hat man auch begonnen, die Baulust dadurch zu fördern, daß man Prämien in Aussicht stellt. — Bisher hat jeder verheiratete Arbeiter an Roggen oder Mehl gegen einen mäßigen Durchschnittssatz monatlich $56\frac{1}{2}$ kg erhalten, desgl. ein unverheirateter $42\frac{1}{2}$ und ein Junge $28\frac{1}{2}$ kg. Auf diese Weise wurden 1880 4476,5 Wispel Roggen ausgegeben, wozu die Gewerkschaft einen Zuschuß von 169972,75 Mark leistete. Augenblicklich ist man damit beschäftigt, im Interesse der Arbeiter eine große Brotbäckerei einzurichten, um alsdann die Roggenbonifikation in Gestalt schmackhaften Brotes zu gewähren. Außerdem kommen gewerkschaftlichen Arbeitern bei außerordentlicher Hilfsbedürftigkeit laut Gewerkschaftsbeschuß vom Jahre 1871 jährlich 30000 Mark zu gute; auch besteht eine gewerkschaftliche Darlehns- und Sparkasse. Für die geistigen Interessen der Arbeiter, besonders für Kirchen- und Schulbauten, sind in den letzten zehn Jahren 75115 Mark geschenkt worden, und an eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten gehen regelmäßig Unterstützungen.

So hat die Gewerkschaft sich zu einem ebenso großartigen wie gemeinnützigen Institute gestaltet, welches gleichmäßig die Interessen der „Kuzbesitzer“

und der Arbeiter im Auge hat. Trotz der vielfach ungünstigen Konjunkturen ist das Unternehmen namentlich in den letzten Jahren unausgesetzt bedeutend gewachsen, hat den auf einer Lutherschen Stiftung beruhenden „geistlichen Fünzigsten“*) durch ein großes Anleihkapital abgelöst und ist infolge der bewundernswürdigen Umsicht, Energie und Arbeiterfreundlichkeit seines Direktors, des Geheimen Bergrats Deuschner, inmitten der sozialen Wirren von der Gefahr der Sozialdemokratie verschont geblieben! Die Bergleute zeigen aber auch in ihrem ganzen Wesen, daß sie sich wohl fühlen und mit ihrem Lose zufrieden sind. Bis auf diejenigen, welche durch allzu lange Thätigkeit im Schachte oder besonders auf der Hütte ihre ursprüngliche Kraft erschöpft haben, erscheinen die gewerkschaftlichen Arbeiter als ein gesunder, kerniger Menschenschlag, tragen, nachdem sie nach der schmutzigen Arbeit sich gereinigt und umgekleidet haben, ein sauberes und anständiges Äußere zur Schau, und lassen, wenn sie sich an Sonn- und Festtagen vergnügen wollen, auch „etwas draufgehen“. Wer irgend sparsam ist — und dies kann man glücklicherweise von einem großen Teile sagen — der kommt unter der trefflichen Fürsorge der Direktion, die wir soeben geschildert haben, unbedingt vorwärts, und gelangt dazu, sich „Notpfennige“ zu sammeln oder Haus-, vielleicht auch Ackerbesitzer zu werden. Der Kern der Berg- und Hüttenleute gehört wohl der Grafschaft Mansfeld an; allein der gute Verdienst, welchen hier die Arbeiter auch in den schlimmsten Zeiten unsrer industriellen Verhältnisse stets gefunden haben, sowie die stete Erweiterung und Ausdehnung des Unternehmens mußten auch aus andern Gegenden unausgesetzt Scharen von Arbeitern herbeilocken. So ist es gekommen, daß die Mansfelder Kreise, besonders die Berg- und Hüttenorte derselben, unausgesetzt bedeutend an Einwohnern wachsen. Beispielsweise hat die Stadt Eisleben in den letzten Jahren um etwa 1000 Einwohner jährlich zugenommen, und es gibt jetzt Dörfer, welche, wie Helbra, mehrere Tausend Einwohner zählen. Unter den Einwanderern machen sich jetzt durch den eigentümlichen Schnitt ihrer Kleidung zahlreiche „Italiener“ bemerkbar, größtenteils Welschtiroler, die durch tüchtige Arbeit, namentlich durch ihre Brauchbarkeit als Bohrer und Schiefer, geschätzt sind. Sie akklimatisieren sich leicht u. erwählen sich häufig Mansfeldische Mädchen zu Frauen. Überhaupt nehmen die Einwanderer schnell die Gewohnheiten der einheimischen Bevölkerung an und teilen deren Unterhaltungen und Freuden bald ganz. Natürlich bildet den „glücklichsten“ Tag des Monats der „Lohntag“, an dem jeder Berg- und Hüttenmann den vierwöchentlichen Verdienst ausgehändigt erhält. Namentlich wenn der letztere reichlich ausgefallen ist, so läßt sich der Empfänger etwas gehen und bringt dem „Gambrinus“ einen entsprechenden Tribut dar. Wie die Wirte, sehen aber auch die Kauf- und Geschäftsleute den Lohntag recht gern, denn alsdann pflegt der Berg- und Hüttenmann seine Schulden ganz oder teilweise zu begleichen und auch seine Bedürfnisse für die neue Arbeitszeit möglichst vollständig zu beschaffen. — Das bergmännische Hauptfest ist gegenwärtig das jährliche „Freibierfest“, welches im Herbst gefeiert wird. Zu demselben erhält jeder unverheiratete Arbeiter 1 Mark, jeder verheiratete 1½ Mark, jeder Unterbeamte 2 Mark. Bei einer solchen Feier, wie bei andern festlichen Gelegenheiten spielen, abgesehen von Bier, unter den

*) Abgabe des fünfzigsten Zentners Rohkupfer an einer Anzahl geistlicher Stellen.

verheiratete 1 $\frac{1}{2}$ Mark, jeder Unterbeamte 2 Mark. Bei einer solchen Feier, wie bei anderen festlichen Gelegenheiten spielen, abgesehen von Bier, unter den Genüssen des Bergmanns frische Wurst, saure Gurken und „Zweierbrötchen“ eine Hauptrolle, daher denn auch zu den Vorbereitungen jener Feste in erster Linie die Abschachtung einer größern Anzahl von Vorstentieren behufs Herstellung von Wurst gehört. — Daß an Sonn- und Festtagen die „Fiedel“ munter gestrichen und das „Tanzbein“ geschwungen wird, läßt sich denken, besonders gehören im Winter Maskenbälle zu den gesuchten Vergnügungen, und aus alter Zeit haben sich auch die „Pfungstänze“ in voller Frische und Heiterkeit erhalten. In Zelten auf einem freien Plage wird am zweiten und dritten Pfungsttage sowie zu „Kleinpfungsten“ bis tief in die Nacht hinein getanzt, mag auch oft genug die Luft noch wenig sommerlich-mild sein. Das Hauptfest der Grafschaft Mansfeld ist aber der Eisleber „Wiesenmarkt“, der in derselben eine so wichtige Stellung einnimmt, daß man ihn ziemlich allgemein zu Zeitbestimmungen im Laufe des Jahres benutzt. Auf mehreren großen Wiesen Eislebens, welche sich im Osten der Stadt ausbreiten, werden schon acht Tage vor diesem Markte, der in die zweite Hälfte des Monats September fällt, gewaltige Reihen von Buden und Zelten errichtet. Unter denselben treten mehr und mehr die Stände von Kaufleuten zurück, während diejenigen von Wirten, Zuckerbäckern und Wursthändlern, Schaubuden, Karussells, Schieß- und Glücksbuden zc. zunehmen. Diese Buden erreichen bereits die Zahl von 800, und um dieselben drängt sich an den beiden Haupttagen, dem sogenannten „Wiesenmarkts-Sonntag und Montag“, eine solche ungeheure Menschenmenge, daß schwachnervige Menschen den dadurch verursachten Lärm nicht lange aushalten können. Wird der Markt von gutem Wetter begünstigt, so kann die Menge, die sich gleichzeitig auf der „Wiese“ tummelt; wohl auf 40 000 Menschen veranschlagt werden. Hunderte von Schweinen verschwinden alsdann in der Gestalt von Wurst in wenigen Stunden, und selbst die schlechtesten Bierarten finden „reißenden Absatz“.

In allen Bierzelten ertönt Musik, sei es auch nur die eines Feierkastens; und da die Besitzer der Schaubuden sich in Anpreisung ihrer Sehenswürdigkeiten die Kehlen heiser schreien, so finden dieselben, mögen sie auch noch so zweifelhafter Art sein, zahlreiche Besucher. — Mehr in gewöhnlichem Gleise bewegt sich das sonstige Vergnügen. Unter demselben nimmt die „Platzegelbahn“ eine hervorragende Stelle ein. Nicht auf der gewöhnlichen Rollbahn werden hier die Regel genommen, sondern es finden sich auf einem freien Plage dieselben in größerem Zwischenraume von einander aufgestellt, und es gilt nun, mit großen Kugeln dieselben nach bestimmter Vorschrift zu „schießen“. Es ist ein derbes, aber gesundes Spiel, das in der ganzen Grafschaft während des Sommers alle übrigen Spiele in den Hintergrund drängt. Als Preise werden alle möglichen Gegenstände, wie Pfeifen, Hühner, Gänse, Böcke, Würste, ausgesetzt. Wie bei diesem Spiele, offenbart der echte Mansfelder Bergmann auch sonst in seinem Thun und Treiben eine große Derbheit, die natürlich auch in Roheit übergehen kann. Die Mansfelder Mundart, in welcher der biedere Arzt Dr. Giebelhausen mehrere Bände geschrieben hat, ist dementsprechend; sie wendet unter anderm Zärtlichkeitsausdrücke an, welche anderwärts als Schimpfworte gelten. Als Beispiel für diese Mundart wollen wir aus der

„Türkeischenke“ des erwähnten Dialektdichters die wesentlichsten Stücke anführen. *) In Wolferode, einem Bergmannsdorfe nahe bei Eisleben, befindet sich ein ziemlich elendes Wirtshaus, welches den erwähnten auffälligen Namen führt. Giebelhausen erzählt nun in unsrer Mundart, woher derselbe gekommen ist. In alter Zeit nämlich, so erzählt der Dichter, als der Bergbau im Mansfeldischen nicht recht ging, erschien dort ein „Balsamann“ (Arzneihändler), welcher unter den Bergleuten das Gerücht verbreitete, der türkische Sultan suche unter äußerst günstigen Bedingungen für seinen Bergbau Mannschaften:

„Se selltens alle Mann farr Mann
Bei ehn wie hie de Färrschen¹⁾ hann;
Ehren Wein zworzsch²⁾ un er Lessen
Kriechten je sält³⁾ zugemässen;
Dach litte bei ehn keiner Dorcht
Un viermohl geb's de Woche Worcht;
Was Schichtluhn jeder freien selle,
Wer', was hie in unsen Gälle⁴⁾
Tahf farr Tahf zwei Tahler weer,
Domett der Beitel keimohl leer;
Ne jeder kriecht' ä Trampelthier,
Dermett ze reiten uff's Revier;
Weit weer'ich gar nich bis henn varr'n Uhr.
Ze treden⁵⁾ brauchte keiner durt.
Karren selle keiner niche,

D'n Gaspel hüb' he uff farr siche,
Un hetten je ehre Schicht gemacht,
Wärrense in Kutschen heime gebracht;
Pumpen geeb's durt au gar' keine,
Sält machte keiner Kollensteine⁶⁾,
Schwiere⁷⁾ Arbeit geeb's gar niche,
Naß machte durt kei einzger siche;
Bei ehn do geeb's au keine Heier⁸⁾,
Alles weer' durt Obersteier⁹⁾!
Luhntahf¹⁰⁾ weer sält alle Woche;
Domett odder¹¹⁾, daß denn doche
Zu kurz dobei au keiner keemb,
Un zu wennek nich innehm¹²⁾,
Wärre Luhntahf far äne Schicht gesaft
Un's Obbens¹³⁾ nach ä Schpeel¹⁴⁾ geplagt!“

Als solche verlockende Aussicht unter die Leute kommt, schütteln zwar die Alten den Kopf und warnen vor den „Menschenschindern“; aber „die knapp hinger'n Uhren trucken, die hutten eich de meisten Mucken“; und so kam es, daß aus allen Bergwerksorten eine sehr große Zahl sich reisefertig machte und am längsten Tage früh um 4 Uhr auf dem bestimmten Sammelpunkte einstellte. Als solcher war die Schenke von Wolferode festgesetzt worden; dort wollte man zum Abschiede vor der Thür „nach äne Tunne Krappel (Eisleber Schwarzbier) saufen“. Wie nun die Menge der Auswanderer versammelt ist, mit ihnen natürlich die vielen jammernden Mütter und Liebsten, welche einen letzten vergeblichen Versuch machen, die Unzufriedenen zurückzuhalten, die ihrerseits aus dem „Krappelkrüge“ Mut zu schöpfen suchen, da klettert ein kleiner, dicker Bergmann auf einen Weidenstumpf und hält, nachdem er sich durch kräftigen Ruf Ruhe verschafft hat, eine Ansprache:

„Sahf mich mant¹⁵⁾, funf¹⁶⁾ he denn ahn, Mich hann eire Narrenspoffen,
Eich schteiet¹⁷⁾ wuhl's Blut in'n Koppe nahn! Schtrohf mich¹⁸⁾, lange schun vardrossen;
's kribbelt eich wuhl unger'n¹⁹⁾ Zoppe? Dumm sitt' err, daß derr einen dauert,
Sie schtieht¹⁹⁾ je alles uffen Koppe, Dr Schäddel muß eich sin varmauert:
Daß einer bohle²⁰⁾ d'n andern zerrdrickt! Daß derr, wie de blingen Brämen²⁴⁾,
Sitter änn²¹⁾ alle in'n Nischel²²⁾ varriekt? Su ä Wähf wullt uff eich nähmen;

*) Vergl. „Mansfeldische Sagen und Erzählungen. In Mansfeldischer Mundart erzählt von C. F. A. Giebelhausen.“ 4. Aufl. Eisleben 1875.

1) Fürsten. 2) zwar. 3) dort. 4) Gelde. 5) Ziehen der Hunde im Schacht. 6) Kohlensteine, aus loser Kohle naß gepreßt; gewöhnliches Brennmaterial der Gegend. 7) Schwere. 8) Häuer. 9) Obersteiger. 10) Lohnstag. 11) aber. 12) einnahme. 13) abends. 14) Spiel. 15) nur. 16) er fing an. 17) steigt. 18) unter dem. 19) steht. 20) bald. 21) Seid ihr denn. 22) Kopf. 23) Straf mich (Gott); Fluch. 24) wie die blinden Bremsen.

Denn saht ämohl, ab ihr'sch wuhl wißt,
 Wie lange daß derr giesen mißt?
 Jä! wenn de Tärkeie bei Siebort¹⁾ leht,
 Do fenget 'rr wuhl²⁾ varleicht d'n Wähl!
 Un kummet 'err denn nu bei die Kasse
 Un die frahn eich nach 'en Pässe;
 Geschicht's ämohl, hatt ihr änn³⁾ einen?
 Ich weiß 's schun, ihr hatt je keinen!
 Ihr hatt j'eich nädgend vorgesehn,
 Hatt 'rr än Gald eich lohßt druffgäh⁴⁾?
 Sätt, merr kann's eich in'n Auen⁵⁾ läsen,
 Ihr sitt nach dimmer wie dumm gewäsen;
 Do schtieht 'err driening⁶⁾, wie in'n Schloose,

Un henger de Labbe⁷⁾ wie de Schoose!
 Dummührig kloht⁸⁾ 'err mich gruhß an!
 Was währen⁹⁾ fall, das fall ich sahn?
 Wer ehrlich sich in'n Lanne¹⁰⁾ nehr,
 Dän iss'es beste Theil bascheert!
 Das sahten schune unse Ohlen¹¹⁾,
 Un das mißt err feste holen!
 Gieht heime, fahrt hebich wedder an
 Un varr'n Geschwuren¹²⁾ mißt'rr sahn,
 He selle eich d'n Tärzt rächt läsen,
 Ihr weer't stächraden dumm gewäsen.
 Ihr wäht mich nu wuhl hann varschtan'n!
 Das sahte nach, un — gunk vun dann'n."

Diese Ansprache, welche in höchst getreuer Weise die Mansfelder Mundart, wie sie von den Bergleuten gesprochen wird, wiedergibt, verfehlte nicht ihre Wirkung. Der ganze Haufen „kuckt sich gruhß an“ und spricht:

„Ja, ja! d'rr Zwart¹³⁾, där hat ganz Rächt,
 In'n Grunne¹⁴⁾ is 's nich ju schlächt!“

Man entschließt sich also, dem Räte zu folgen und in der mansfeldschen Heimat zu bleiben; damit aber noch die Nachwelt erkennen soll, daß sie rechtzeitig ihre Dummheit eingesehen haben, beschließen sie,

„Daß hie die Schenke Knall un Fall
 Zorr Tärkeie heißen fall.“

Aus den urwüchsigem Worten jenes „Zwarths“ tönt uns übrigens eine Sprache entgegen, die vielen von uns von Kindheit her bekannt ist, die Sprache Luthers. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß man die Verbtheit des Reformators erst verstehen lerne, nachdem man mit den mansfeldschen Bergleuten, d. h. dem alten Schlage derselben, in Berührung gekommen sei. Wenden wir uns diesem mansfeldschen Bergmannssohne von echtem Schrot und Korn nunmehr zu.

Hans Luther, der Vater des Reformators, war der Sohn eines Bauern, welcher in Möra, einem Dorfe zwischen Salzung und Eisenach, ein kleines Ackergut bewirtschaftete. Hans, der sich anfangs bei dem in der Nähe seiner Heimat betriebenen Bergbau beschäftigt hatte, wanderte des reichlicheren Verdienstes wegen mit seiner Frau, Margareta geb. Lindemann, nach Eisleben aus, wo am 10. November 1483, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, sein ältester Sohn Martin in einem Hause der jetzigen Doktor-Lutherstraße geboren und Tags darauf (Martini) in der St. Petrikirche zu Eisleben getauft wurde.*). Von dem Taufstein, in dem dies geschehen, findet sich noch ein Bruchstück in Benutzung. Um Johanni 1484 siedelte die Familie nach Mansfeld über und nahm hier

1) Seeburg, Dorf und Schloß am kleineren der beiden Mansfeldschen Seen.
 2) Da fändet ihr wohl. 3) denn. 4) euch lassen draufgeben (als Draufgeld). 5) Augen.
 6) drehköpfig. 7) Lippe, Mund. 8) dummührig (dämlich) gloht ihr — an. 9) werden.
 10) Lande. 11) Alten. 12) Vor dem Berggeschwornen, einem höheren Bergbeamten.
 13) Zwerg. 14) Im Grunde, eigentlich.

*) Die frühere Sage, daß die Geburt bei einem vorübergehenden Aufenthalte der Eltern zum Eisleber Marke erfolgt sei, ist widerlegt worden. Vergl. Krumhaar, „Versuch einer Geschichte von Schloß und Stadt Mansfeld“; und von demselben, „Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter.“

dauernd ihre Wohnung. Nach der eignen Äußerung des Reformators ging es der Familie hier sehr knapp. Der Vater arbeitete als Häuer und die Mutter trug sich das Holz auf dem Rücken vom Walde herbei. Doch Hans Luther erwarb sich bald durch seine Tüchtigkeit das Vertrauen des Grafen Günther von Mansfeld, der sich seines Rates häufig bediente und ihm später zwei Schmelzöfen in Zeitpacht gab; seine Mitbürger aber wählten ihn 1492 zu ihrem Vertreter dem Magistrate gegenüber. Durch wachsenden Wohlstand kam also der strebsame Mann in die Lage, an die Erziehung seiner Kinder, besonders seines Erstgeborenen, etwas wenden zu können. In der Hauptstraße von Mansfeld finden wir noch heute ein Gebäude, dessen Pforte ein Rundbogen von rotem Sandstein war; über dem letztern finden sich kaum leserlich die Buchstaben J. L. (Jakob Luther) 1530; dazu das altlutherische Wappen (Rosen und Armbrustflügel). Dieses früher zweistöckige und recht stattliche, jetzt aber durch einen Umbau unansehnlich gewordene Gebäude hat Hans Luther einst bewohnt; nach seinem Tode (1530) ist es an den jüngeren Bruder des Reformators, Jakob Luther, übergegangen, und dessen Nachkommen haben es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts besessen.*) In diesem Hause nun erwuchs unter einem Familienkreise von vier Knaben und vier Mädchen Martin Luther als ältester der ersteren auf. Vater und Mutter glänzten ebenso durch Frömmigkeit wie durch Arbeitsamkeit. Oft sah man den trefflichen Hans an der Wiege seines Martin beten, und Melanchthon, der ihn persönlich genau kannte, wie sein Beichtvater, der Pfarrer Coelius in Mansfeld, können nicht genug seine Gottesfurcht und Sittenreinheit rühmen. Von der Mutter des Reformators zeugt Melanchthon: „Sie hatte viele Tugenden, die einer ehrbaren Hausfrau wohl anstehen; vor allen zeichnete sie sich aus durch Keuschheit, Gottesfurcht und fleißiges Beten, so daß sie andern ehrsamem Frauen als ein Vorbild der Sittsamkeit galt.“ Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß der älteste Sohn Martin schon früh mit seinen Eltern im Gotteshause weilte und überhaupt zu allen christlichen Tugenden eifrig angeleitet wurde. Die Kirche, die er als Knabe oftmals besucht hat, steht fast in der Mitte der Stadt Mansfeld, ist 1397 erbaut und dem heiligen Georg geweiht. Der rege kirchliche Sinn, welcher in der Gemeinde herrschte, und namentlich auch die treue Pflege des Chorgesangs in der Kirche, für welche sogar besondere Stiftungen sorgten, sind von nachhaltigem Einflusse auf Luther gewesen. Derselbe hatte, wie bekannt, eine gute musikalische Beanlagung und besonders eine gute Stimme, welche in der Mansfelder Schule durch einen tüchtigen Lehrer ausgebildet wurde. Das Haus dieser Schule steht noch jetzt gegenüber der Kirche und ist nicht nur durch eine königliche Kabinettsordre (1839) mit dem Ehrennamen „Lutherschule“ belegt worden, sondern auch äußerlich entsprechend gekennzeichnet. Über dem altertümlichen Eingange des Hauses sehen wir das Bild des Ritters Georg mit der Inschrift:

„Ceu trojanus equus pugnaces ventre cohortes
Edidit, edoctos sic schola docta viros.
Tu plures nobis, Mannorum eques, ede Lutheros
Et surgent Christo plura trophaea duci.“

*) Neuerdings soll es dem Privatgebrauch durch eine Stiftung entzogen werden.

Von einem ehemaligen Schüler der Anstalt übersezt:

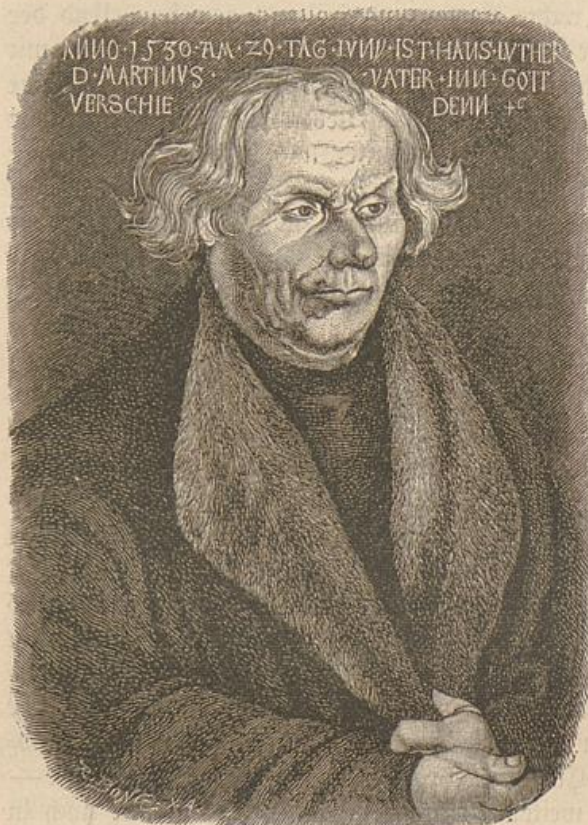
„Wie das trojanische Pferd aus dem Bauche die tapfere Schar gab,
So die gelehrte Schul' Männer durch Lehre berühmt.
Du gib uns der Luther noch mehr, o Ritter von Mansfeld,*)
So wird Christus, der Held, sehen der Siege noch mehr.“

Hier also war es, wo der Knabe „den Kinder glauben, die zehn Gebote und die Anfangsgründe des Lateinischen erlernte**), wo er, wie erwähnt, auch den Gesang fleißig übte. Der Unterricht war damals auch hier ein recht strenger. Erzählt doch Luther selbst, daß er einst an einem einzigen Vormittage fünfzehnmal nach einander „wacker gestrichen“ worden sei, denn die Schulmeister seien „Tyrrannen und Stockmeister“, die Schulen „rechte Kerker und Höllen“ gewesen. Und der Unterricht war auch sonst schlecht bestellt; der größte Teil der Zeit ging mit geistlosen Andachtsübungen, mit toter Werkheiligkeit verloren. Es waren keine angenehmen Zeiten, die der Knabe bis zu seinem 14. Lebensjahre in dieser Schule zubrachte, aber auch daheim war der Ton ein ernster und strenger. Nicht nur ging es in seiner frühen Kindheit den Eltern so knapp, daß er an Entbehrungen gewöhnt wurde, sondern Vater und Mutter führten auch die Erziehung mit eherner Strenge. Einst wurde der Knabe um einer geringen Nuß willen, wie er später erzählt, von seiner Mutter so hart geschlagen, daß das Blut floß. Mit Musizieren vor den Thüren, mit Neujahrssingen auf den Dörfern mußte er seinen Unterhalt verdienen helfen; oft hat er gehungert, oft mit Thränen sein Brot gegessen. Trotz dieser harten Zucht konnte nicht die Liebe und Ehrfurcht des Sohnes gegen seine Eltern erstickt werden; wohl aber hatte dieselbe auf die Charakterentwicklung Luthers einen bedeutenden Einfluß; „manche Herbizheit seines Wesens und Thuns, die Anfälle von Trübsinn, Schwermut und Verzweiflung, die ihn später öfter überkamen, waren zum wesentlichen Teile Wirkung seiner freudlosen Kindheit und Jugend, in deren Nacht allein die Kirche mit ihren hellen Sternen hineinglänzte, ihn tröstete, erquickte und selbst ängstigend fesselte.“ Von der Mansfelder Schule kam der Knabe erst auf kurze Zeit in die Stiftsschule der Franziskaner zu Magdeburg und von hier auf die Lateinschule der Georgenkirche zu Eisenach, wo ihm in Folge der Unterstützung seiner mütterlichen Verwandten, die dem Gelehrtenstande angehörten, und der freundlichen Fürsorge einer Frau Ursula Cotta ein sorgensfreieres Dasein zuteil ward. — Wir verlassen Luther auf seinem weitem Entwicklungsgange, um nur noch in der Kürze die späteren Beziehungen des Reformators zu seinen Eltern und zu seiner Mansfeldschen Heimat zu betrachten. Es ist bekannt, daß Hans Luther nicht nur seinen Sohn ausdrücklich zum Juristen bestimmt hatte, sondern auch in den größten Zorn geriet, als er erfuhr, daß derselbe, nachdem er vorher bereits Magister der Rechtswissenschaft geworden, getrieben von der Sorge um sein Seelenheil, in das Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten sei. Lange bemühten sich Freunde des Lutherhauses vergeblich, den Vater zu beruhigen. Es schien dies gelungen zu sein, als Hans Luther, nachdem ihm die Pest zwei seiner Söhne geraubt hatte, sich in milderer Stimmung befand und sich entschloß, der Einladung Martins zu folgen und der Weihe desselben zum Geistlichen

*) Der Schutzheilige St. Georg.

**) So drückt es Matthesius aus. Übrigens ist die Schule jetzt nur Volksschule.

beizuwohnen. Als man nach der ersten Messe desselben bei Tische saß, wagte es der Sohn zu dem Vater schüchtern zu sprechen: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret so zornig, daß ihr mich nicht gern wolltet Mönch werden lassen, und sehet es vielleicht auch jetzt nicht allzu gern? Ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Wesen!“ Mochte nun zwar auch der günstige Eindruck, den der alte Mansfelder an jenem Tage von dem Mönchswesen empfangen, daß er wegen der Versunkenheit der meisten damaligen Mönche haßte, auf ihn gewirkt haben: die anwesenden Ordensobersten, Doktoren und Magister der Theologie konnten doch durch alle die vielen Worte, die sie zur Unterstützung Martins



Hans Luther.

über die Vorzüge des Klosterlebens sagten, den zürnenden Vater nicht völlig besänftigen, denn dieser rief unerschrocken über die Tafel hinweg: „Ihr Herren Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?“ Und als man im weitem Gespräche auf den göttlichen Ruf kam, welchem der junge Priester gefolgt sei, gab Hans Luther ernst zur Antwort: „Gebe Gott, daß es kein Betrug und teuflisches Gespenst gewesen ist!“ — Später gestaltete sich das Verhältnis zwischen Sohn und Eltern immer freundlicher. Es steht fest, daß die letzteren die reformatorischen Schritte ihres Sohnes voll und ganz billigten, und daß dieser auch in der schwersten Arbeit und im heftigsten Kampfe seinen Eltern in dankbarer Liebe zugethan blieb. Namentlich finden wir

Hans Luther und seine Margareta mehrfach zum Besuche ihres im Laufe der Zeit so berühmt gewordenen Sohnes in Wittenberg, z. B. im November 1520 auf besondere Einladung zur Hochzeit Philipp Melancthons. Als der Reformator bei seiner Rückkehr aus Worms auf die Wartburg entführt wurde, war sein Bruder Jakob bei ihm im Wagen; bald nach seiner Rückkehr von der Wartburg besuchen die Eltern ihren Sohn in Wittenberg, bei welcher Gelegenheit der Rat jener Stadt laut noch vorhandener Rechnungen reichlich für Wein und Bier Sorge trug. Eine der größten Freuden widerfuhr dem alten Hans, als sein Martin das Mönchskleid ablegte und sich mit Katharina von Bora verheiratete (1525). Zu dieser festlichen Gelegenheit waren außer mehreren Mansfelder Freunden Luthers auch dessen Eltern eingeladen. Noch im Jahre 1528

sah der Reformator seine hochbetagten Eltern zum Besuche bei sich; der Wittenberger Magistrat verehrte ihnen damals ein Stübchen roten, ein Stübchen Rhein- und ein desgl. Landwein, im Gesamtpreise von „12 Silbergroschen“. Zwei Jahre später starb der brave Hans Luther; seine treue Gattin überlebte ihn um ein Jahr. Der berühmte Wittenberger Sohn nahm herzlichen Anteil an der letzten Krankheit der Eltern, indem er sie nicht nur trefflich tröstete, sondern auch ihre Überführung nach Wittenberg in Aussicht nahm. Dieselben blieben aber bei ihren Kindern in Mansfeld, und von dort erreichte den Sohn die Nachricht von des Vaters Tode durch einen Brief seiner Rätthe, als er sich während des Reichstages zu Augsburg auf der Koburg befand. Zartfühlend hatte die treue Rätthe ihm das Bildniß seiner jüngsten Tochter Magdalena in den Trauerbrief gelegt. — Auch nach der Eltern Tode blieb Luther in engen Beziehungen zu seinen Verwandten in Mansfeld, wie sich dies aus vielen Thatsachen deutlich ergibt. — Das Ende Luthers führt uns nach Eisleben, wo auch seine Wiege stand. Das Haus, in dem er geboren wurde, ist noch jetzt in seinem Erdgeschosse erhalten, und man zeigt in demselben links von der Straßenthür, über der ein rohes Reliefbild Luthers prangt, das Geburtszimmer des großen Mannes. In dem zweiten Stocke, das nach einem großen Brande im Jahre 1689 neu aufgesetzt worden ist, finden sich zwei Räume, welche außer meist rohen Bildern aus dem 16.

und 17. Jahrhundert, die teilweise aus der „Kronenkirche“ des alten Gottesackers stammen, einige Andenken an Luther enthalten. Hier sind unter anderm Luthers Sepulch (der „Schwan“), eine Kopie seines Verlobungsringes, Originalbriefe von ihm und Melanchthon, Originalablaßbriefe aus der Zeit von 1497—1516, die älteste Ausgabe der Lutherschen Übersetzung des Neuen Testaments, Spottmünzen auf Luther und den Papst zc. vorhanden. Hinter dem Geburtshause befindet sich eine vom König Friedrich Wilhelm III. gestiftete „Lutherschule“ für arme Kinder, die in Verbindung mit dem Seminar steht.

Es ist eigentümlich genug, daß der Reformator sich in seiner Geburtsstadt verhältnismäßig wenig aufgehalten hat und zuletzt namentlich nur in dieselbe zurückgekehrt ist, um seine Augen zu schließen. Seine Familie zog ihn mehr



Margareta Luther.

nach dem kleinern Mansfeld; aber trotzdem ist der Reformator auch mit Gislebens Einwohnern oft genug in Verkehr getreten, und es gibt in diesem außer dem Geburts- und Sterbehaufe noch mehrere Stätten, welche an ihn erinnern. Zu seinen Freunden gehörten namentlich Kaspar Hüttel, ein ehemaliger Augustinermönch und späterer Pfarrer an der St. Andreaskirche, Friedrich Reuber, langjähriger Pfarrer an der St. Petrikirche, zeitweise auch Johann Agrikola, ein geborner Gisleber, der zeitweise als Rektor einer Schule und Prediger an der St. Nikolaikirche in Gisleben wirkte, später aber durch seine „Hoffart“ die nahen Beziehungen zu Luther trübte. — An Luthers letzten Besuch in Gisleben (vom 28. Januar bis 17. Februar 1546) werden wir besonders durch drei Stätten der Stadt erinnert, durch die St. Andreaskirche, das Gymnasium und das Sterbehaus. Es handelte sich um die Beilegung des langwierigen Streites der Grafenlinien über ihre Einkünfte und Rechte, und dieselben hatten zu Schiedsrichtern, außer dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und dem Grafen Hans Heinrich dem ältern von Schwarzburg, Luther nebst seinem Freunde Justus Jonas bestimmt. Die letzteren wurden von den Grafen an deren Grenze mit großem Gefolge ehrenvoll empfangen und in die Stadt geleitet. Luther stieg bei seinem Freunde, dem Stadtschreiber Johann Albrecht, ab, und trotzdem er bei seiner Ankunft bereits an Brustkrämpfen erkrankt war, trat er doch sofort in die Vergleichsverhandlungen ein, welche bis zu seinem Todestage währten. Die beiden Theologen ordneten namentlich die streitigen Patronatsverhältnisse und das Einkommen der Prediger und Lehrer. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisherigen zwei Schulen an der St. Andreaskirche zu einer „fürnehmen lateinischen Schule“ mit einem Rektor und sieben Lehrern vereinigt; es entstand also das Gymnasium, das noch jetzt blüht und sich infolge der Fürsorge des Reformators einer so glänzenden Dotation erfreut, daß seine Übersiedelung aus dem dumpfigen alten Gebäude nach einem glänzenden Neubau leicht ermöglicht werden könnte. Neben den anstrengenden Verhandlungen, über die er namentlich an seine Gattin berichtet hat, war der leidende Reformator auch sonst unausgesetzt thätig. Er verkehrte mit vielen Personen, schrieb viele Briefe, sah die neu entworfene Mansfeldsche Kirchenagenda durch, ordinierte zwei Geistliche und predigte viermal in der St. Andreaskirche. Dieses Gotteshaus, das stattlichste Gislebens, welches in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in gotischem Stile erbaut, neuerdings von allem unwürdigen Einbau befreit und glänzend restauriert worden ist, kann sich rühmen, daß der Reformator in ihm seine letzten gewaltigen, Herz und Mark erschütternden Predigten gehalten hat. Die Kanzel, die er zum letztenmal am 14. Februar bestiegen hatte, wurde seitdem nur noch am Reformationstage benutzt, sonst diente eine zweite Kanzel in der Nähe den späteren Seelsorgern für ihre Predigten — eine Pietät gegen den Reformator, die wir ehren müssen. Nach der kürzlichen Restaurierung des Gotteshauses hat man die zweite Kanzel zu beseitigen und die „Lutherkanzel“ in fortgesetzten Gebrauch zu nehmen für gut befunden. — Doch kehren wir zu Luthers letzten Augenblicken zurück. Die äußerst anstrengende Thätigkeit hatte die sinkenden Kräfte des großen Mannes aufs ärgste erschüttert, daher kehrten am 16. Februar die Brustkrämpfe zurück und zwangen ihn am nächsten Tage, das Zimmer zu hüten. Auf einem ledernen Bette ruhte er bis Mittag, stand dann auf, setzte sich mit zu Tische und ging

dann mehrfach im Zimmer auf und nieder. Es schien ihm gut zu gehen, doch bewegten Todesahnungen vielfach seine Seele. Auch am Abende saß er wieder beim Mahle und sprach viel vom Tode und vom ewigen Leben; später trat er an das Fenster und rief unter Dank für den ihm bei seinem reformatorischen Werke gewährten göttlichen Beistand den himmlischen Vater an, daß er „die Kirche seines lieben Vaterlandes“ im rechten Bekenntnisse bewahren möge. — Als gegen 8 Uhr seine Schmerzen zunahmen, rief man mehrere Freunde, unter anderen auch den Grafen Albrecht. Gegen 10 Uhr schloß er sanft ein und erwachte erst um 1 Uhr wieder, und zwar mit der wehmütigen Klage: „Ach, Herr Gott, wie ist mir so weh! ach, lieber Dr. Jonas, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben!“ Die nun gerufenen beiden Ärzte der Stadt wendeten ihre Mittel an, konnten aber nicht mehr helfen. Jonas und Coelius, seine beiden treuen Freunde, erquickten ihn mit Bibelstellen, und er selbst betete dreimal laut: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!“ Als er still geworden war, fragten ihn Jonas und Coelius: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr beständig gepredigt, sterben?“ Er antwortete deutlich: „Ja“; dann wandte er sich auf die rechte Seite und entschlief bald darauf mit einem sanften, aber tiefen Aufatmen am Donnerstag, den 18. Februar, zwischen 2 und 3 Uhr nachts. Sein Ende war leicht, sein Todeskampf kurz gewesen, wie er es oftmals gewünscht hatte.



Luthers Totenmaske, angeblich ein Kranach'sches Bild.

An seinem Sterbebette standen seine jüngeren Söhne Martin und Paul, seine Freunde Jonas und Coelius, die Grafen Albrecht von Mansfeld und Heinrich von Schwarzburg mit ihren Gemahlinnen, sein Wirt Johann Albrecht; sein Schüler Johann Aurifaber, damals Erzieher der Söhne des Grafen Albrecht, drückte ihm die Augen zu. — Ganz außerordentlich war die Trauer in der ganzen Stadt, und schon von 4 Uhr morgens eilte die Menge in das Sterbehause, um an dem Totenbette Luthers zu weinen. Auf den wehmütigen Bericht, den der Graf Albrecht unmittelbar nach dem Tode Luthers an den Kurfürsten von Sachsen erstattet hatte, befohl dieser umgehend die Überführung der Leiche nach Wittenberg und meldete durch eigne Briefe den schweren Verlust allen evangelischen Fürsten. Am 19. Februar ward die Leiche unter dem Geläute aller Glocken und unter Sterbegefängen von 24 Geistlichen der Grafschaft in die St. Andreaskirche getragen und dort vor dem Altare niedergesetzt; Dr. Jonas hielt die Leichenpredigt; während der folgenden Nacht wachten zehn Bürger der

Stadt am Sarge. Am 20. Februar hielt Coelius eine zweite Leichenpredigt, worauf zwischen 12 und 1 Uhr der Leichenzug von den Grafen mit einem Gefolge von 50 Edelleuten zur Stadt hinaus gen Wittenberg geleitet wurde, wo er am 22. Februar anlangte. — Das Gotteshaus, welches an Erinnerungen an des Reformators Ende so reich ist, enthält jetzt Bronzestatuen von Luther und Melanchthon; ein einfaches Brustbild erinnert außerdem an Johann Arnd, welcher als Seelsorger dieser Kirche 1609—1611 sein „Wahres Christentum“ schrieb. Der Altar ist mit kunstvollen Holzschnitzereien aus dem Jahre 1483 (also dem Geburtsjahre Luthers) geschmückt, welche die „Präsentation Mariä“ darstellen; hinter der berühmten „Lutherkanzel“ liegt eine Grabkapelle der Mansfeldschen Grafen mit sehr sehenswerten Denkmälern. — Luthers Sterbehause ist gegenwärtig, wie auch sein Geburtshaus, Eigentum der Regierung und wird zur dauernden Erinnerung an den Reformator erhalten.

Zum Schlusse fügen wir noch über sonstige Merkwürdigkeiten Eislebens einige Notizen hinzu. Von dem alten Schlosse, das wahrscheinlich bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts erbaut wurde, steht nur noch ein isolierter runder Turm. In demselben residierte Hermann von Luxemburg, den die Feinde Heinrichs IV. nach dem Tode Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönige erwählt hatten, im Jahre 1082; und weil damals um Eisleben viel Knoblauch gebaut wurde, nannten ihn die Anhänger Heinrichs den „Knoblauchskönig“. Noch jetzt befindet sich an der östlichen Seite der Andreaskirche und an der Rathaus-treppe als Wahrzeichen der Stadt ein gekrönter Kopf, der diesen „Knoblauchskönig“ vorstellt. Im Jahre 1601 brannte das später von den Grafen bewohnte Schloß ab und blieb seitdem Ruine. In der Neustadt fällt neben einem Brunnen die knieende Figur eines Bergmanns auf, welche unter dem Namen „Martin“ bekannt ist und wahrscheinlich das Wahrzeichen der „neuen Bergstadt“ bildet. Von der Höhe der Annenkirche, bei welcher eine kurze Zeit Augustinerermönche hausten, hat man einen schönen Blick über die Stadt und den Eisleber Grund bis zum „süßen See“, an dessen Ende sich Schloß Seeburg erhebt.

Sänger des Harzes. Aus der Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Wie wir schon erwähnten, ist das Harzgebirge, namentlich an den tief eingeschnittenen Thäländern, aber auch auf den ausgedehnten Plateaus, sehr walddreich. Kein Wunder also, daß sich hier, wie gleichfalls früher bemerkt, das Wild in großer Menge heimisch fühlt.

Zwar fehlt es nicht an großen Treibjagden im Herbst, nicht an Wildschützen, die zu jeder Zeit den Waldtieren nachstellen, aber die Natur erzeugt doch immer wieder in ausreichender Weise jungen Nachwuchs als Ersatz für die der Kugel verfallenen Opfer. Auf den Zweigen der stattlichen Bäume des Gebirgswaldes aber schaukeln sich die gefiederten Sänger: Finken, Meisen, Dompfaffen, Kreuzschnäbel, Girliche, Kottelchen, um den ewig gleichen und fröhlichen Frühlingsreigen anzustimmen, sobald der Winter die Berge wieder auf kurze Zeit verläßt. Dann bauen sie sich ihr Nest in den grünen Zweigen und genießen bald des stillen Familienglückes einmal, auch mehrfach. Oft freilich wird dasselbe von grimmen Feinden bedroht, vor denen die Eltern weder sich noch die Ihrigen zu schützen vermögen. Erfreulicherweise hat zwar das Gesetz den Vogelfang, der früher in den Harzwäldern von zahlreichen Vogelfängern aus Braunlage, Harzburg,